

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 21

Artikel: Die Felswohnungen im Lindental
Autor: Wyss, Johann Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641305>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Felswohnungen im Lindental

Von JOHANN RUDOLF WYSS (1763—1845)

Eine gute Stunde von Bern gegen Osten zu steigt waldig und felsig der Bantiger empor. Sein Umfang ist beträchtlich; die Höhe mag eine halbe Stunde sein. Der Kern des Berges scheint Sandfluh, die hier und dort sich schroff zwischen dem bessern Erdreich zutage drängt. An den sanfteren Abhängen sind zwischen Busch und Wald jetzt noch Wiesen und Aecker, und in den Schluchten oder an steinigern Plätzen hie und da eine Hütte. Nach Osten und Norden zu erheben sich etwas niedriger waldige Hügel, die mit ihm romantische Täler bilden, und im Haupttal, durch welches eine Strasse nach Burgdorf geht, zwei Stunden von Bern, liegt einsam das Dorf und die Kirche von Krauchthal. Ueber beiden erhebt sich auf einem vereinzelt Sandsteinfels das Schloss von Thorberg, bis zur Reformation ein Karthäuser-Kloster, in seinem Ursprung aber eine feste Ritterburg, das Stammschloss der Edlen von Thorberg, die nicht ohne Ruf sind in der Schweizergeschichte.

Rechts von Krauchthal und der ganzen Länge nach hinter dem Bantiger zieht ein stilles, einsames, schmales Tälehen sich hin und erstreckt sich südwärts der freundlichen Sonne zu gegen Boll und Sinneringen, wo es schon breiter sich thut, um rechts gegen Stettlen und links gegen Worb zu laufen und immer offener, angebauter und bewohnter eine der lieblichsten Landschaften zu werden.

Das einsame schmale Tälehen windet sich schier eine Stunde lang zwischen waldbewachsenen Berghängen und steilen Felswänden fort und hat einen Fahrweg, einen Bach, gelbliche Wiesen, schattende Büsche und Bäume, hat in seiner Mitte ein hübsches Dörfchen mit Obstwuchs und stehenden Brunnen, hat, um alles zu vereinigen, den poetischen Namen des *Lindentals*.

In der Tiefe des Lindentals aber, so niedlich und anmuthig es ist, weilt der schaulustige Wanderer kaum, um eine köstliche Milch zu schlürfen, und rasch eilt er schon weiter den *Felswohnungen* zu. — Wer von Boll her kommt und durch die Länge des Tales geht, muss etwas steigen, bis er das hübsche Dörfchen, wo er an den stattlichen Häusern Beweise von Wohlstand und selbst von Reichtum erblickt. Allmählich senkt der Weg sich von hier wieder hinab gegen Thorberg und Krauchthal zu, und fast am Ende des Tälechens, kaum eine Viertelstunde mehr von Krauchthal, zeigt sich links über der Strasse steil und wild eine Felswand, und zwischen Gebüsch blicken ein paar Hüttenfenster und zwei hohe dunkle Wölbungen hervor. Dies ist das Ziel unseres eilenden Wanderers.

Im Schweisse des Angesichts ersteigt er einen mühseligen Pfad, der an Pflanzungen vorbei im Zickzack vielleicht nicht 400 Fuss hoch, aber in seinen Windungen wohl 1000 Schritte lang aufwärts bis an die Stelle führt, wo der schräge Hang des bewachsenen Erdreichs sich an die schroffe Felswand lehnt, über welche hinaus von den oberen Theilen des Bantigers die fruchtbare Erde sich ursprünglich als Sand und Schutt in die Tiefe gestürzt haben.

Zwei grosse natürliche Höhlen sind hier durch das Vordringen der Fluh gebildet. Die eine, grössere, liegt mehr talwärts, die andere an 150 Schritte näher gegen Thorberg hinaus. Von beiden sieht man frei nach diesem Schloss und gegen Krauchthal hinaus und erfreut sich des überraschend lieblichen Gemäldes. In älteren Zeiten jedoch, wo das ganze Tal und am meisten der Berghang unter den Höhlen mit Wald und Gebüsch bewachsen war, wie Spuren es jetzt noch beweisen — da scheint der Blick gegen Thorberg hin durch das Dickicht der Tannen gehemmt und gar nicht möglich gewesen zu sein.

Die beiden Höhlen, oder, nach der Oberländersprache, die zwei Balmen, sind von alter Zeit her zu menschlichen

Wohnungen benutzt und bis auf den heutigen Tag mit geringer Müh' im Stand erhalten worden. Die Natur hat recht bequem für Dach und Seitenwände und Hinterwand gesorgt. Dem Menschenfleiss blieb nichts als die Vorderseite zu verbauen und in seinem Gebäude Zwischenwände, Fenster und Türen anzubringen, so war für den Sommer ein kühles, für den Winter ein warmes und schützendes Haus bereitet. — Ein Schuster bewohnt in diesem Augenblick die grössere und ein Tagelöhner die kleinere der Wohnungen. Beide haben eine zahlreiche Familie. Der erste hat vor kurzem nur seinem Felsenhause eine frische Vorderseite gebaut, und bald muss es vielleicht auch der zweite tun. — Die Felswölbungen sind inwendig berust, weil kein Rauchfang hindurch zu brechen ist, und da die grössere durch die Schwammnatur des Sandsteins ein von aussen herabrinnesendes Wasser gleichsam hineinsog, so wäre sie durch den Kampf dieses Elements mit dem Feuer allmählig zerbröckelt, wenn nicht mit dem Meissel eine Rinne quer über dem Eingang hin wäre eingeschnitten worden, in welcher das Wasser nun von oben sich sammeln und seitwärts herunter muss.

Kurz, so wild und hoch, und zumal im Winter auch beschwerlich diese Wohnungen sind, und so sehr es möglich scheint, dass die vorragenden Sandfelsen durch Wasser endlich untergraben oder gelockert zusammenstürzen, so wenig scheinen doch die Bewohner Lust zu haben, sich drunten im Tale bequem und sicherer anzubauen, und so tröstlich scheinen sie zu hoffen, dass auch ihre Enkel noch hier in Ruh' und Einfalt, selbst von dem Luxus des benachbarten Dorfes entfernt, ihre Lebenstage verbringen werden.

Ich habe die Felswohnungen so weitläufig beschrieben, um diejenigen meiner Leser, welche Gelegenheit dazu haben, um möglich hinzubewegen, und wenn sie anders Sinn und Gefühl für das Romantische nähren, gewiss ihnen Freude zu verschaffen. Zwei geschickte Maler schon, und vielleicht mehrere, haben sich hier Bilder eines stillen, einsiedlerischen Sitzes entworfen, und es wird den Leser vergnügen, das treue Bild des einen verkleinert hier zur Seite zu sehen.

Und inzwischen sei vergönnt, nach unsern Kräften auch einen Schimmer der Dichtung auf diese Felsenhäuser zu werfen, und vielleicht durch das Anziehende der Erinnerung an die alte Ritterszeit, und ich möchte sagen an die echte Klausnerzeit, dem einsamen Ort einen Freund, und diesem Freunde, so lang er besuchend droben verweilt, ein angenehmes Spiel der Phantasie zu schaffen.

* * *

Im Jahr nach Christi Geburt 1375, als Herr Ingelram von Coucy mit seinem grossen Heere von Brethern und Engländern im obern Aargau lag und rings in den Kantonen Basel, Solothurn, Bern und Luzern das Land verwüsten und alles rauben und plündern liess, besetzte auch ein Teil der Truppen das Kloster Fraubrunnen und zwang schon durch seine Annäherung die Klosterfrauen in der späten Herbstzeit zur Flucht.

Mit Angst und Not rettete sich durch die wilden herumstreifenden Horden auch Bertha von Waldenburg mit Agnes, ihrer älteren Schwester, und Heinz, einem redlichen Klosterdiener, der beiden Pferde verschafft und beide getreu begleitet hatte. Zu Nachtzeit zogen die furchtsamen Schwestern aus, und da rings auf allen Hauptstrassen, selbst gegen Bern hinauf, unzählige Rotten von Engländern, die das Landvolk wegen ihrer hohen Gugelhüte die *Gugler* nannte, nach Raub und Beute streiften, so riet der alte bedächtige Heinz, durch Seitenwege sich hinauf gegen Thorberg zu wenden und dort in dem Lindental sich zu bergen, das er

von seiner Knabenzeit her als still und einsam und sicher von Grund aus kennen gelernt. Heinz nämlich war selbst aus dem Tale gebürtig und hatte vor 30 Jahren es verlassen, um in der Welt sein Fortkommen zu finden. Jetzt gedachte er, die zwei Schwestern dort in dem Dörfchen unterzubringen, aber zuvor doch Erkundigung einzuziehen, ob auch alles da sicher und ob irgendein Mensch von seiner Bekanntschaft noch am Leben sei. Auf das Schloss von Thorberg, wo Herr Peter, der Erbe desselben, gerade aus dem Aargau angekommen war, getrauten die Schwestern sich nicht, weil Herr Peter ihnen fremd und als hartherzig und wild verschrien war, zudem, dass er, als österreichischer Pfleger der vordern Erblande, vor vielen andern aus einer Belagerung durch die Gugler blossgestellt schien.

Bang und zitternd vor jedem rauschenden Laube und vor dem fernen Hufschlag jeden Bauerngauls kamen Agnes und Bertha im Dämmerlicht des umwölkten Mondes bis unten an Thorberg vorbei in das Lindental, und nun führten sie sorglich die Pferde seitwärts ins Gebüsch und stiegen mühsam an die drohende Felswand hinauf, um dort sich verborgen zu halten. Heinz kannte wohl die zwei Balmen, die der Felsen da bildete, und leise schlich er voraus, um zu erkunden, ob sie noch so trocken und sicher seien, als da er ein Hirtenknab, sie zum erstenmal aufgefunden. Jetzt kam er zufrieden herab und half den zagenden Schwestern durch Gestrüpp und Dornen am steilen Abhang hinauf und bereitete, so gut es gehen wollte, mit Flechtwerk eine Vorderwand am Eingang der grössern Höhle, mit Laub zwei Lager und mit Steinen eine Art von dürftigem Feuerherd.

Darüber war der Tag angebrochen, und selbst ein Teil des Morgens vergangen, und nun wurde der Rest des mitgebrachten Vorrats aufgezehrt und dann im Verborgenen still gelegen, bis der Abend kam. Zu grossem Troste der Schwestern zeigte sich nirgends eine Spur von Menschen. Mit einbrechender Dunkelheit verliess denn beruhigter der wackere Heinz die zwei Fräulein in der Höhle und zog mit den Pferden weiter taleinwärts dem Dörflein zu, von wo er versprach, am folgenden Abend mit Speise und Nachrichten zurückzukehren.

Nicht ohne vielfache Sorgen und Seufzer verstrich dieser Tag den beiden Verlassenen, und kaum wagten sie, hie und da aus der Höhle zu schlüpfen, um einige Kräuter und Beeren zur Nahrung zu suchen. In der folgenden Nacht aber kam Heinz zu Fuss heraufgeschlichen und trug Brot herbei und etwas stärkenden Wein und führte hinter sich her eine Ziege und brachte tröstliche Nachricht und guten Rat. Im Dörflein, hiess es, lebte sein Bruderssohn, bei dem er wohnen und von wo er für den Notbedarf der Schwestern sorgen wolle. Die Ziege sei ihnen geschenkt zur Labung mit Milch. Man fürchte täglich einen Streifzug der Gugler und in der Höhle sei es sicherer, weil kaum drei Menschen sie kennen und niemand dort etwas Schätzbare suchen werde.

Demzufolge richteten die Schwestern in der heimlichen Balm sich allmählich ein, bis es sich wagen liesse, weiterzuziehen. Im Bedürfnis einer Beschäftigung flochten sie Körbe aus Weiden und fertigten Matten aus Binsen und bereiteten mancherlei kleines Hausgerät, so gut sie vermochten. Des Abends, wenn es dunkelte, sammelten sie Holz und Laub im Gebüsch, und wenn es kühler ward, so machten sie hinter Felsstücken tief in der Höhle ein kleines Feuer und rüsteten ein kärgliches Mahl. Agnes, welche bereits zu Frauennen ihr Gelübde getan, übte sich bald auch im Gebet und in frommen Betrachtungen. Bertha, die kaum ihr Probejahr angetreten, liess von der Schwester während der Arbeit sich unterrichten und bekehren.

Zwei Wochen etwa waren so verflossen, als es Herrn Peter von Thorberg einfiel, die Spur eines Wolfes zu suchen, der sich am Bantiger gezeigt haben sollte. Herr Peter war auf seiner väterlichen Burg zu ihrem Schutze eingetroffen

und hatte dort neben seinem betagten Vater eine junge Verwandte, Gertrud von Grünenberg, eine Waise, zu beschirmen gefunden. Der Vater wünschte vor seinem Tode noch Enkel zu sehen, und Fräulein Gertrud, sanft und herzensgut, wie sie war, schien ihm zur Sohnsfrau recht wie gemacht. Er gab dem ritterlichen Peter denn seinen Wunsch auch zu verstehen und mahnte viel, den ruhmvollen Stamm der Thorberg fortzupflanzen. Aber Herr Peter mochte ungern nach fremdem Rate tun, und Fräulein Gertrud war ihm zu still und zu fromm.

Indes, wie die liebe Gewohnheit alles bindet, so fand auch Peter sich allgemach mit Gertrud zurecht, und da der Vater nicht müde ward zu treiben, so versprach er halb und halb, die Base zu freien, und die Base, ob sie auch mehr sich in ein Kloster sehnte, versprach doch halb und halb dem alten guten Vater den Willen zu tun.

Da ritt Herr Peter aus mit seinen Rüden am Bantiger, die Wolfsspur zu suchen. Gar weidlich tummelte er seinen Rappen durch dick und dünn und zog auf und nieder, bis endlich die Sonne sank. Da verliefen seine Rüden sich in das Holz, und weil es dunkler und dunkler ward und der Abhang des Berges steiler wurde und das Pferd an den Wurzeln der Fichten gefährlich strauchelte, so stieg Herr Peter ab und führte das Tier am Zaum und ging sachte bergunter. Ein Regenschauer, der eben jetzt hereinbrach, verdüsterte die Luft je mehr und mehr, und es begegnete jetzt dem Ritter, was ihm noch nie begegnet, er verlor den richtigen Pfad und geriet an einen Felshang, der steil gegen das Tal hinab sah, und indem er jetzt, da der Boden schlüpfrig sich gegen den Rand der Fluh hin senkte, das Pferd sich selbst überliess, um mit beiden Händen sich am Gesträuch zu halten, so geschah's, dass er einen dünnen Zweig ergriff, der plötzlich zerbrach und den ausglitschenden Ritter an 20 Fuss tief über die Felswand ins Dickicht der jungen Buchen, hart neben die Felshöhle der zwei verborgenen Schwestern herabstürzen liess.

Agnes und Bertha erblickten vor Schrecken, und da sie jetzt auch jammernde Töne hörten und zum wenigsten den Wolf in der Nähe glaubten, der irgendeinen Hirten in Stücke zerresse, so wussten sie vor Entsetzen sich gar nicht mehr zu bergen und krochen bis in das Innerste der Höhle und duckten sich und erwarteten den Ausgang der Dinge mit Seelenangst.

Allmählich jedoch, da sie nur eine einzelne Stimme bemerkten, die der Ausdruck des Schmerzens schien, machte die Furcht dem Mitleid und zuletzt auch der Neugier Platz. Bertha wagte sich lauschend aus der Balm und nach 4 bis 5 Schritten gewahrte sie, von neuem erschreckt, einen Menschen, der halb sitzend, halb liegend, umsonst sich mühte, aufzustehen. Herr Peter hatte den linken Fuss verstaucht und glaubte wenigstens, ihn einmal gebrochen zu haben. Die Erscheinung eines Geschöpfes aus dem hilfreichen, erbarmenden Geschlechte war ihm wie die eines Engels, und trotz der Finsternis rief er auf alle Gefahr: *schöne Jungfrau*, helft um Gotteswillen einem armen Jäger, der vom Felsen gestürzt ist und ein Bein gebrochen hat!

Bertha, jetzt schon mutiger, half gern und treu dem Ritter auf sein gesundes Bein und brachte ihn unterstützend der zitternden Schwester in die Balm. Der Verwundete wurde gleich auf das Laubbett gelegt, und so wie das halberloschene Feuer wieder angefacht war, so naheten die Schwestern, mit einem Kienspan, um den Schaden zu untersuchen.

Als sie nur Quetschung und Verrenkung fanden, trösteten sie den Jägerburschen und fingen an, etwas Milch mit Kräutern zu kochen, um ein Heilmittel zu bereiten. Herr Peter schämte sich zwar, dass er sich zum armen Jäger gelogen, und doch freute ihn, dass er unerkannt und für gering angesehen gleichwohl soviel Trost und Beistand finde. Nachdem die Schwestern mit Eifer ihre Arznei gekocht, verbanden sie des Ritters Fuss und mahnten ihn zur Ruhe.

Aber das schöne Gesicht der jugendlichen Bertha glänzte am Feuer wie das Antlitz einer Heiligen, und Herrn Peter, der viel zu viel hingeblickt hatte, ward das Herz noch kranker als der Fuss.

Drei volle Tage blieb er unter den liebevollen Händen seiner Pflegerinnen, und wenn Bertha je gewagt hätte, einen Mann recht schön zu finden, so wär es Kunz gewesen. Herr Peter hatte nämlich schlechthin gesagt: ich heisse Kunz, bin Jägerbursche droben auf Thorberg, habe mich am Bantiger verirrt und bin da vom Felsen in eure liebe, schöne, gnädige Hand gefallen.

Am dritten Tage kam endlich der Ritter auf die Füße und konnte wieder stehen. Er hatte sich geweigert, den väterlichen Heinz, der inzwischen kam und ging, nach Thorberg um Hilfe zu senden. Es kam ihm vor, es sei gar nicht nötig, dass man dort wisse, wo er geblieben. Sie mögen denken, sprach er, ich sei in Worb, da ich geboren bin und oft hingehe! — Die Schwestern aber baten, dass er von ihrer Siedelei nichts verraten solle, damit sie auch fernerhin in ihrem friedlichen Haushalt nicht gestört werden möchten.

Mit Anbruch des vierten Tages seufzte Herr Peter recht von Herzen, dass er nun ehrenhalb gesund sei und weiterziehen müsse. Name, Stand, Alter, Sinn und Gestalt der holden Bertha gefielen ihm über die Massen, und hätte sie sich ihm geneigter bewiesen, so wäre er mit seinem wahren Tun und Denken und Sein hervorgerückt und hätte für den alten Vater zu Hause um eine Sohnsfrau angehalten. Inzwischen schien ihm auch nicht ritterlich, so in zerrissener Jägerkleidung, mit verstauchtem Fuss und schweißbeinig in der verdächtigen Einsamkeit einer wilden Berggrotte den Freier zu machen, und also nahm er entschlossen mit dankbarer Rührung Abschied von den Schwestern, und bat nur um alles in der Welt, dass ihm vergönnt werde, wann und wann zum heimlichen Besuche zu kommen.

Auf der väterlichen Burg wusste Herr Peter sein langes Verbleiben gar trefflich zu entschuldigen, und wäre er nicht dazu still und tief sinnig herumgeschlichen, so würde kein Mensch sein Abenteuer gehant haben. Allein die Veränderung war viel zu auffallend, als dass eine Art von Eifersucht, welche Fräulein Gertrud, auch ohne den Ritter zu lieben, in ihrem Herzen empfand, sie nicht bald hätte auf die richtige Spur führen sollen.

Am zweiten Tage nach seiner Rückkehr ritt Herr Peter bereits in den Wald, und am dritten stieg er vollends zu der Grotte, wo ihm so viel Heil widerfahren, hinauf, und von nun an kehrte er dorthin zurück, so oft er nur konnte. Fräulein Gertrud war im Grunde begierig, einen Anlass zu finden, ihren alten Wunsch, sich dem Kloster zu widmen, von neuem geltend zu machen. Aber nicht auf trotzige Art mit Vorwürfen, als eine Beleidigte, sondern stillschweigend und sanft wollte sie von Peter sich losmachen, sobald sie nur hinreichenden Grund hätte für sich, und gewiss wäre, auch ihm nach seinem Sinne zu tun.

Kaum denn bemerkte sie, dass irgend etwas ihn von ihr entferne, so wurde sie aufmerksam und beobachtete seine Gänge und Ritte, und erfuhr bald genug, dass er eine Felshöhle draussen im Walde besuche, wo sonst kein Menschenkind hinzugehen pflege. Sie begann jetzt, von Zeit zu Zeit Spaziergänge zu wagen und allmählich in die Gebüsche zu dringen, wo sie den Ritter so oft verschwinden sah.

Unterdessen rückte der Winter heran und die beiden Schwestern empfanden seine Strenge je mehr und mehr. Aber weniger als nie wagten sie, die bergende Balm zu verlassen, denn die Gugler streiften im ebenen Lande bis hart an Thorberg herauf, und im Lindental besorgte man stündlich ihren schrecklichen Besuch. Nach Thorberg wollten die Schwestern nicht, und Herr Peter, aus Scheu vor Gertrud und seinem Vater, drängte sie auch nicht, dorthin zu fliehen. Da wurden endlich die Schwestern durch die Härte der Witterung krank und immer schwächer, und

Heinz und Peter gerieten in tiefe Bekümmernis um sie und pflegten sie Tag für Tag auf das treulichste. Herr Peter zumal, so rauh und barsch er sonst war, bemühte sich mit unglaublicher Sorgfalt und grosser Sanftmut, der teuren Bertha Hilfe zu leisten, und als er fort und fort ihre Kräfte schwinden sah, da gestand er in der Angst seines Herzens: ich bin eben der Peter von Thorberg, den Ihr also fürchtet! Ich verehere Euch, mein edles Fräulein, und liebe Euch von ganzer Seele und beschwöre Euch, dass Ihr Euch führen lasset auf meine väterliche Burg, wo Hilfe und Arznei ist, so viel Ihr bedürft!

Es war Abend und Peter hielt die Hand der kranken Bertha fest an sein Herz und kniete an ihrem Lager, als er das sprach, und draussen vor der Höhle stand Fräulein Gertrud und sah und hörte mit Erstaunen, was in dieser Einsamkeit vor sich ging. Rasch trat sie jetzt herein, und voll Schrecken fuhr Herr Peter zusammen und erblassend sahen die Schwestern das stattliche Fräulein. O mein Vetter, rief Gertrud, wo muss ich Euch finden! Warum lasset Ihr nicht auch mich diese Kranken verpflegen, wenn sie Euch so wert und teuer sind?

Von diesem Augenblick an hatte Gertrud nichts so Angelegenes, als die zwei Schwestern mit der innigsten Liebe und Geduld zu warten und zu besorgen. Es machte sie glücklich, an dem nämlichen Tage zu sehen, dass der Ritter ein so teilnehmendes Herz bewiese, und einen so würdigen Gegenstand der Teilnahme aufgefunden. Fest beschloss sie nun, ohne Verzug und unwiderrufflich, sich nur Gott zu weihen und der schönen Bertha die Hand des Ritters dahinzugeben. In ihrem Entschlusse ward sie bestärkt durch Schwester Agnes, die allmählich sich erholend mit lebhafter Sehnsucht von der Stille des Klosters und mit begeisterter Wärme von der Zufriedenheit eines weltentsagenden Gemütes sprach.

Gern würde man jetzt Bertha nach Thorberg gebracht haben, wenn ihre Schwäche das Wegführen oder Wegtragen nur irgend erlaubt hätte. Man schaffte indes herbei, was nur von ferne nützlich oder nötig schien, und Peter härmte sich ab um die Geliebte und sorgte und wachte, dass er allein ein Wunder ward. Aber nach fünf wehvollen Tagen schied die leidende Bertha in den Armen ihrer schmerzlich betrübt Schwester dahin, und das Wehklagen des Ritters war ohne Grenzen. Dunkel schien er ein ganzes zerrüttetes Leben zu ahnen und mit dem Tode der Geliebten auch voraus schon zu betrauern. In stillem Gram, aber gottgelassen, ertrug Schwester Agnes den herben Verlust, und Gertrud weinte Tränen der aufrichtigsten Zuneigung.

Herr Peter wollte das Totenamt der teuren Bertha und ihr Leichenbegängnis mit hoher Feierlichkeit auf der Burg von Thorberg halten und den erblassten, auch im Tode noch schönen Leib in die Gruft seiner Väter legen. Aber Agnes und Gertrud kündigten ihm einen plötzlichen Entschluss an, als gottgeweihte Jungfrauen einsiedlerisch in der Höhle der Trauer, wo Bertha gestorben, zu verharren und den Rest ihrer Tage unter Gebet und frommen Uebungen hinzubringen. Sie baten also den Ritter, die Leiche der geliebten Schwester draussen am Eingang der Höhle bestatten zu lassen, damit, wie sie schwärmend wähten, die Seele der Verstorbenen ihnen näher sei und in allem Guten sie stütze und bestärke.

Mit blutendem Herzen nur gewährte der Ritter die Bitte, denn zum zweitenmal schien ihm so die Geliebte entrissen zu sein, und auch Gertrud war ihm also verloren. Er liess gleichwohl eine öffentliche Leichenfeier halten, als gälte es einer treuen Gemahlin und beschwor dann die zwei Schwestern Agnes und Gertrud, für die Seele der Verstorbenen zu beten ohne Unterlass, und für ihre ruhenden Gebeine zu sorgen aus allen Kräften. Dafür gelobte er, die Klausnerinnen zu schützen in der stillen Siedelei mit seiner ganzen Macht und ihnen Holdes und Liebes zu tun, so viel er könnte.

Er selbst, im Anfang zwar untröstlich und in sich gekehrt,

nahm doch bald, da seine Seele stürmisch und nicht ganz geläutert war, einen Aufschwung, den niemand erwartet hätte. Wild warf er sich, gleichsam ergrimmt über sein Missgeschick und über den Untergang seiner schönsten Hoffnung, hinein in Kriegsgewühl und in die Händel der Welt. Seine Härte und Grausamkeit gegen das Entlibuch wurde Mitursache des Sempacherkrieges und brachte Not und Elend über Unzählige.

Aber als endlich seine Ungestüm und sein Unmut verbraust hatten, da kehrten mehr und mehr wieder stillere Stunden zurück, und das Andenken an Bertha wachte wieder auf in seinem Herzen, und ihre Frömmigkeit und Güte kehrten rührend in sein Gedächtnis zurück. Das Uebel, das er inzwischen getan, nagte tief an seinem Gemüte und er beschloss, den Rest seiner Lebenszeit still als ein Waldbruder zu verbringen in der kleinen Balm, neben der Klause, wo Getrud und Agnes auch jetzt noch in achtziger Geschiedenheit weilten.

Der Gemüsegarten im Mai

Wenn wir Gelegenheit hatten, die am 13. Mai in den Aemtern Schwarzenburg, Seftigen und Konolfingen entstandenen Hagelschäden zu besichtigen, durch welche besonders auch die Kulturen in den Gärten arg mitgenommen, ja vielerorts vollständig vernichtet wurden, und wenn wir mitfühlend beobachten konnten, wie so manche Landfrau am Auffahrtstage, wo anderwärts alles grünte und blühte, entmutigt und niedergeschlagen durch ihren verwüsteten Garten schritt, so betrachteten wir zu Hause den uns bis heute im Gemüsebau beschiedenen Erfolg mit doppelter Dankbarkeit. Sicher hat jeder Pflanzler bereits seine Enttäuschungen erlebt und haben die Fröste vom 1. und 2. Mai manchem von uns etwelchen Schaden zugefügt. Derselbe ist aber in keinem Verhältnis zu den Verwüstungen, den ein halbstündiger Hagelschlag anrichten kann.

Am meisten Lehrgeld haben wiederum diejenigen bezahlt, welche mit dem Setzen nicht warten konnten, bis die richtige Bodenwärme da und die Frostgefahr vorüber war. Dies ist im Bernbiet mit seltenen Ausnahmen vor Mitte Mai der Fall. Anlässlich einer Arealbegehung konnten wir konstatieren, dass vor allem Tausende von wertvollen Blumenkohl-Setzlingen erfroren sind. Dieselben sollten keinesfalls lange stehen gelassen und besonders gepflegt werden. Hier ist alle Liebesmüh umsonst. Weg damit und neue Setzlinge gepflanzt, die sich bei der jetzigen Witterung rasch entwickeln. Das nämliche ist beim Rübkoohl der Fall. Einzig die Sorte „Roggli“ ist frosthart. Blauer Wiener mag auch noch etwelche Kälte ertragen. Die übrigen Sorten, welche schon im April gesetzt wurden und während den Frostnächten nicht genügend abgedeckt werden konnten, werden keine Rüben bilden, sondern bald aufschliessen und blühen. Einigen Schaden werden auch diejenigen erleiden, welche die Zwiebeln allzufrüh gesteckt haben. Mancherorts konnten auch an denselben Frostschäden festgestellt werden. Die erfrorenen Pflanzen bilden bald Blütenstengel, aber keine brauchbaren Zwiebeln. In diesem Zusammenhang sei auch erwähnt, dass nachträglich doch noch mehr Steckzwiebeln offeriert wurden, als zu erwarten war. Das hat nun zur Folge, dass die in Couchen ausgesäten „Ideal“ wenig Absatz finden. Wir möchten aber doch empfehlen, wo irgendwie möglich, auch Zwiebelsetzlinge zu pflanzen, weniger des vorhandenen Vorrates wegen, sondern weil diese Sorte entschieden länger haltbar und ebenso ertragreich ist. Dabei ist aber darauf zu achten, dass diese Setzlinge, im Gegensatz zu den ähnlich aussehenden Lauch-Setzlingen, nicht zu tief gepflanzt werden dürfen. Zu früh gesetzter Couchensalat ist ebenfalls eine Unmenge erfroren, während der Winter-

„Do man zalt tusend, drühundert nünzig und siben Jar (sagt Justingers handschriftliche Berner-Chronik), kam Herr Peter von Thorberg, Ritter, für den Rat ze Bern, und offnet da, wie er durch Gottz willen geben hett ein Almusen den Cartusern, nemlich Thorberg, Krouchthal, Coppingen, und was er hie oben im Land hett, also dass sie ein Kloster und Gottzhus ze Thorberg buwen söltind, und Gott da ewenklich dienen; nu bedörfind sie darüber Vögt und Schirmer, und bat die von Bern, dass si desselben Gottzhus ze Thorberg Vögt und Pfleger syn weltind. Also nament die von Bern dasselb Gottzhus in iren Schirm und Burgrecht.“

* * *

Soviel von den Felswohnungen im Lindental, und mögen alle, die den einsamen Ort besuchen, glücklicher sein als Herr Peter und Fräulein Bertha, die mit Agnes und Gertrud zuerst diese Höhlen bewohnten!

salat gedeiht wie noch selten. Darum wollen wir die Aussaat von solchem im kommenden Herbst schon heute im Pflanzplan vorsehen.

Geklagt wird mancherorts, dass sowohl der Winter- wie der Sommerspinat nicht rentiere. Er schieße zu rasch auf. Der Fehler liegt aber meistens darin, dass man zu wenig erdünnert und glaubt, von vielen Pflanzen sei der Ertrag grösser. Rechtzeitiges Erdünnern auf Handbreite und eine Stickstoffdüngung (eine geschlossene Hand voll auf eine 10 Liter-Kanne) ist unerlässlich. Auch darf der Boden im Spinat nicht zu grienig, d. h. humusarm sein.

Ueber die in den nächsten 14 Tagen auszuführenden Arbeiten sei an Hand unseres Pflanzplanes in Nr. 16 dieses Blattes folgendes ausgeführt:

Beet:

- 1 Chalotten und Brechsalat sind, besonders nach starken Regenfällen, die den Boden krustig und luftundurchlässig machen, fleissig zu lockern. Mit dem Setzen der spätern Kabis- und Kohlarten kann bis anfangs Juni zugewartet werden, sonst sind dieselben vor Ende Oktober reif und zum Einkellern oder Eingraben nicht verwendbar.
- 2 Spinat rechtzeitig erdünnern. Junge Pflanzen eignen sich auch vorzüglich als Salat, besonders mit Kresse oder erdünnertem Kopfsalat gemischt. Die niederen Erbsen sind rechtzeitig anzuhäufeln und mit Reissen zu bestecken. Um den verschiedenen Blattkrankheiten (Mehltau usw.) vorzubeugen, sind die Erbsen schon jetzt wenigstens alle 8 Tage morgens oder abends, keinesfalls bei heissem Wetter, mit Pirox zu bestäuben. Je feiner die Bestäubung, desto besser die Wirkung! Auch Spätkohl ist nicht vor Juni zu setzen. Wer eigene Setzlinge hat oder dieselben nicht zu teuer erstehen muss, setzt mit Vorteil jeweils 2 nebeneinander. Später wird die schwächere oder unvollkommenere Pflanze entfernt.
- 3 Salat und Lattich werden, sobald gut angewachsen, in Abständen von ca. 14 Tagen zweimal mit einer Stickstofflösung (1 geschlossene Hand auf 10 Liter Wasser) gedüngt und zudem fleissig gehackt.

Wo Blumenkohl, Kohl und Kabis gepflanzt werden soll, wird zur Verhütung der Kohlhernie (Wurzelkropf) wenigstens 14 Tage vor dem Auspflanzen der Setzlinge pro m² 50—60 g Kalkstickstoff eingehackt. Wo dies erst nachträglich geschieht, darf derselbe aber mit den Zwischenkulturen nicht in Berührung kommen.